

XV. Kämpfe

Seine befürchtete, daß seine Übersiedlung nach Paris den Gegensatz zu den deutschen Bundesregierungen wesentlich verschärfen und ihn selbst zum Anschluß an die Radikalen zwingen würde. Es gelang ihm zehn Jahre lang, das letztere unter Aufgebot seiner ganzen Geschicklichkeit und geistigen Voltigierkünste hinauszuschieben, der erste Teil seiner Befürchtung dagegen erfüllte sich sofort. Die Flucht in das Ausland wirkte wie eine Kriegserklärung an die deutschen Machthaber, sie besagte nichts anderes, als daß der Dichter sich in der Heimat nicht sicher fühlte und daß er dort nur unter Gefahr des Lebens seine Meinung äußern durfte. Dieser Eindruck ließ sich nicht verlöschen. Die Regierungen betrachteten seine Flucht als eine Kampfansage und legten ihr die Absicht unter, Dinge zu sagen, die er innerhalb des deutschen Gebietes nicht hätte aussprechen können. Vergebens verwahrte sich der Dichter gegen diese Auffassung, vergebens erklärte er seine Abkehr von der Politik, vergebens beteuerte er, nur zahme, unpolitische Bücher schreiben zu wollen, und schrieb tatsächlich nichts über deutsche Politik; seine Schriften, selbst die harmlosesten, erschienen gefährlich, weil sie von ihm stammten. Heine hat damals und später seinem Verleger vorgehalten, daß seine Bücher nicht wegen ihres Inhaltes den Zorn der Regierung und den Rotstift des Zensors herausforderten, sondern weil sie in dem Campe'schen Verlag erschienen, dem Mittelpunkt der gesamten jungdeutschen Literatur. Daran mag etwas Wahres sein. Jedes Buch von Hoffmann und Campe war verdächtig und wurde von dem Zensor genauer durchgesehen als die anderer Verleger, aber wenn das der Fall war, so geschah es zum großen Teil, weil der Hamburger Buchhändler der Verleger Heines war. Campe konnte den Vorwurf zurückgeben und hat ihn vermutlich in seinen verlorenen Antworten zurückgegeben, nicht sein Verlag kompromittiere die Werke des Dichters, sondern diese hätten seinen Verlag kompromittiert.

Heines Person galt als verdächtig, und da er diese nach Paris in Sicherheit gebracht hatte, so hielten sich die Regierungen an das, was ihnen von dieser Person erreichbar blieb, an seine Werke. Harmlosigkeiten, die man einem kleinern Autor unbedenklich durchgelassen hätte, wurden bei ihm unterdrückt, weil man überall etwas Gefährliches, zum mindesten eine versteckte Anzüglichkeit witterte. Kein Schriftsteller ist von der Zensur in so rücksichtsloser Weise behandelt worden wie Heine. Bei nahe jedes seiner Werke hatte schon eine Geschichte, ehe es erscheinen konnte, häufig wanderte es von dem Zensor des einen Bundesstaates zu dem des nächsten, bis sich entweder in Gießen oder in Leipzig ein nachsichtiger oder beschränkter Kopf fand, der das „Imprimatur“ erteilte. Selbstverständlich nach mehr oder weniger starken Eingriffen und Strichen, wie es gerade in die Laune des Allmächtigen und Unverantwortlichen paßte. Aber was der Zensor durchließ, konnte noch immer von den einzelnen Bundesregierungen verboten werden, und von dieser Befugnis machten sie gegen Heine ausgiebigsten Gebrauch. Selbst der dritte Salonband, der keine politischen Artikel, sondern nur die „Florentinischen Nächte“ und die „Elementargeister“ enthielt, wurde unmittelbar bei seinem Erscheinen in Preußen und Bayern verboten. Sie stammten von Heine, und alles, was von ihm kam, mußte den deutschen Staatsbürgern ferngehalten werden.

Es hat keinen Zweck, dem heutigen Leser alle die Verfolgungen, Verbote und Schikanen auseinanderzusetzen, mit denen man Heine die literarische Tätigkeit zu erschweren und zu verleiden versuchte. Kein Schriftsteller ist so wie er in kleinlicher und bösertiger Weise gequält worden. Es gehörte seine ganze Spannkraft und seine unerschöpfliche Regsamkeit dazu, um diesen elenden Mächenschaften nicht zu erliegen. Er hat schwer darunter gelitten, der Kampf nagte an seiner Gesundheit und er schädigte sein Talent, indem er ihn in einer unerfreulichen Richtung zu immer schärferer Verneinung und Verbitterung drängte. „Wenn wir lügen, muß der gehaßt werden, dem wir vorlügen müssen,“ schrieb ihm die Freundin Rahel in einem ihrer letzten Briefe. Wenn Heine unaufrichtig, kleinlich und gehässig wurde, wenn er

immer mehr dem Radikalismus verfiel, so trifft die Hälfte der Schuld diejenigen, die ihn dazu zwangen. Die Verfolgung seiner Werke hatte schon mit den „Reisebildern“ begonnen, nach seiner Auswanderung wurde sie im verstärkten Maße fortgesetzt.

Die Julirevolution machte in Deutschland doch einen größeren Eindruck als man nach den paar kümmerlichen, leicht unterdrückten Putschten hätte erwarten sollen. Vor allem gewannen die eingeschüchterten Liberalen wieder Mut und rüsteten sich zu erhöhter Agitation. Ihre Beziehungen zu Frankreich wurden noch enger, denn daß die Führung der liberalen Sache bei den Franzosen in den besten Händen lag, stand bei ihren deutschen Parteigenossen fest. Die Franzosenfreundschaft erwies sich aber als ein zweifelhaftes Zugmittel. Sie verstimmtete viele der ehemaligen Freiheitskämpfer, sie verletzte die Jugend, die mit einem stärkeren Nationalgefühl als die alte weltbürgerliche Generation aufgewachsen war. Immerhin war diese Strömung nicht stark genug, um den Liberalismus in andere Bahnen zu lenken. Das Hemd war den Leuten näher als der Rock, die Gefahr aus Westen lag ihnen ferner als der Druck, den die eigne Regierung auf sie ausübte. Da dieser immer stärker wurde, raffte sich auch der Liberalismus, durch die Julirevolution ermutigt, zu energischerer Betätigung auf. Die allgemeine Mißstimmung bildete einen günstigen Boden und führte ihm neue Anhänger zu. Auf dem Hambacher Fest veranstaltete er einen „Mai der Deutschen“, eine große Musterung seines Heerbannes. Die Führer Dr. Wirth und Siebenpfeiffer hielten recht gefährlich klingende Reden, die französische Trikolore wehte neben dem verbotnen schwarzrotgoldnen Banner und Hochrufe auf die Republik wurden ausgebracht. Börne erschien dazu aus Paris, in ganz Westdeutschland wurde er jubelnd empfangen, seine Reise glich einem Triumphzug. Auch sonst gährte es. In Württemberg zettelte ein Leutnant Koseritz eine kindliche Militärverschwörung an und in Frankfurt stürmten die Doktoren Kauschenplat und Gärth mit ein paar Duzend ebenso unreifer Gefinnungsgeossen zum größten Erstaunen und Vergnügen der Bevölkerung die Konstablerwache.

Es waren jugendliche Torheiten, die der Sache der Freiheit schaden, der Reaktion aber in die Hände arbeiteten. Sie boten Metternich und den preussischen Ministern, die er durch die Angst vor der Revolution in seinem Schlepptau zu halten wußte, den gewünschten Anlaß, das dürftige Verfassungsleben in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten auf das geringste Maß zurückzuschrauben. Durch einen Bundesratsbeschluß vom 28. Juli 1832 wurde festgelegt, daß die ausschließliche und unteilbare Souveränität in den Fürsten vereinigt sei; das Recht, die Bundesbeschlüsse zu kritisieren oder gar sie auf ihre Gültigkeit zu prüfen, wurde den Landständen abgesprochen, die Pressefreiheit sowie das Versammlungs- und Vereinsrecht neuen Beschränkungen unterworfen, die von der Zentralstelle ausgehend alle Bundesglieder banden. Noch darüber hinaus ging das Schlußprotokoll der Wiener Ministerkonferenz vom Januar 1834, das alle bestehenden Verfassungen und Gesetze aufhob, die der Durchführung der Bundesbeschlüsse entgegenstanden. Die Frankfurter Gesetzgebungsmaschine arbeitete ganz nach den Wünschen Metternichs und gewährte ihm die Mittel, das österreichische unheilvolle Knebelungssystem der Geister auf ganz Deutschland auszudehnen. Die wahnsinnige Verfolgungswut setzte wieder ein wie nach den Karlsbader Beschlüssen, und wieder waren es vielfach gerade die besten und begabtesten der deutschen Jünglinge, die durch lange Gefängnishaft geistig gebrochen oder durch die selbstgewählte Verbannung einem unstillen und fruchtlosen Verschwörerleben zugetrieben wurden.

Unter den neuen reaktionären Maßnahmen besaß für Heine nur die Einschränkung der Presse eine unmittelbare Bedeutung. Seine Berichterstattung in den Cottaschen Blättern bot aber keinen Anlaß zum Einschreiten, weder die Aufsätze über die „Französischen Maler“ noch die „Französischen Zustände“. Sie erschienen nicht in der heutigen Fassung der Buchausgabe, sondern die Redaktion und die Zensur in Stuttgart hatten dafür gesorgt, daß alle Angriffe gegen die heimischen Regierungen getilgt wurden. Die Aufsätze waren also viel harmloser, als sie heute erscheinen, und die Kritik an den

französischen Einrichtungen und dem Bürgerkönigtum konnte in Deutschland beim besten Willen nicht unterdrückt werden. Unbequem genug war sie den Wiener Machthabern, sie betrachteten Louis Philipp als ihre beste Stütze im Kampfe gegen den Umsturz, sie befürchteten, daß sein Fall den Weg für die Republikaner oder die aus außenpolitischen Gründen gefürchteten Bonapartisten freimachen würde. Jede Herabsetzung seiner Herrschaft war ihnen unerwünscht, und Heines abfällige Behandlung in der „Allg. Zeitung“, einem Blatt von Weltruf, das weit über die deutschen Grenzen Leser besaß, schien ihnen besonders geeignet, das nicht sehr fest gewurzelte Bürgerkönigtum zu untergraben. Man konnte gegen das Weltblatt und seinen hochangesehenen Verleger nicht mit einem brutalen Verbot vorgehen, wie gegen kleinere Oppositionsblätter vom Schlage der „Zeitschwingen“, des „Westboten“, des „Wächter am Rhein“ und der „Deutschen Tribüne“, ohne einen europäischen Skandal zu erregen. Aber es gab auch mildere Mittel, die in der Sache zu demselben Ergebnis führten.

Genß selber wandte sich von Wien in einem Privatbrief an den befreundeten Cotta und stellte ihm die Gefährlichkeit der „schmählischen Artikel“ vor, die Heine „wie einen Feuerbrand in Ihre solchem pöbelhaften Mutwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Teil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier — und Ludwig Philipp mit ihm — sind bloß und allein weil sie Ordnung und Frieden als ihren Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland, so sehr in Mißkredit gefallen, daß man heute schon lieber die Kosaken als das verschrieene Justemilieu in Paris regieren sehn möchte. Dies alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugehört, um nicht auf das Unglaublichste und Unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine

Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Not tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht erraten läßt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter anderm, und jetzt vorzugsweise, von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klasse gegen sie aufbringen. Die Geistlichkeit und den Adel mag man lang nicht mehr; sie sind abgetan: *requiescant in pace!* Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorresziert werden, als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone, wer soll dann zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des ‚Freisinnigen‘ (Rotteck und Welcker), und der — Gott stehe uns bei! — gemäßigtern Revolutions-Koterie und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer.“

Cotta befolgte diese nicht mißverständliche Warnung, und Heines Berichte aus Paris nahmen ein plötzliches vorzeitiges Ende. Der Dichter verkannte die Zwangslage des hochgeschätzten Verlegers nicht. Sein Groll richtete sich nicht gegen ihn, im Gegenteil, Cotta ist neben dem Ehepaar Barnhagen ungefähr der einzige Mensch, von dem der Dichter mit gleichbleibender Achtung gesprochen hat. Seine Erbitterung traf ausschließlich die deutschen Machthaber und sie war um so heftiger und subjektiv auch um so berechtigter, als er alles getan zu haben glaubte, um keinen Anstoß bei ihnen zu erregen. Er war der Meinung, daß seine Berichte „nach unten viel schwerer als nach oben“ zu vertreten seien. Er wurde durch diese Maßnahmen in die Reihen der Radikalen gedrängt. Konnte er die Regierungen nicht von seiner Loyalität und Mäßigung überzeugen, so wollte er den Republikanern wenigstens zeigen, daß sie seine Zurückhaltung falsch auslegten und daß er „kein bezahlter Schuft“ sei. Er verlangte von Campe, daß er die „Französischen Zustände“ ohne jede Kürzung, ohne die Striche des bayerischen Zensors in

der Buchausgabe zum Abdruck bringe, und er schrieb eine Vorrede (V, 11) dazu, vor der er selbst annahm, daß sie ihm die Rückkehr nach Deutschland dauernd versperren würde.

Vorrede

Er wendete sich darin mit starkem Pathos gegen die Unterdrücker der deutschen Freiheit, gegen die „Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Kosttäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige Schelmenkünste“. Nicht die konstitutionellen Herrscher der deutschen Mittelstaaten klagt der Dichter an, denn sie könne man nicht zur Rechenschaft ziehen, da sie doch nur nach der Pfeife Österreichs und Preußens tanzen müßten. Selbst gegen die Wiener Regierung verspürt der Dichter wenig Groll, sie sei stets ein offener Gegner gewesen, mit dem man im guten Kampf die Waffen kreuzen könne. Sein ganzer Zorn richtet sich gegen die Preußen, die „Jesuiten des Nordens“, die den liberalen Gedanken mißbrauchen, um das „Reich des Obskurantismus“ zu begründen. Er begnügt sich nicht, die neuesten reaktionären Frankfurter und Wiener Beschlüsse anzugreifen, sondern ihre staatsrechtliche Unterlage, die Bundesakte, diese „verbriefte Knechtschaft“ erklärt er für „null und nichtig“. „Kraft meiner Pflicht als Bürger protestiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni aus dieser wichtigen Urkunde geschöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde meine Anklage und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverrats am deutschen Volke, ich klage sie an!“ Friedrich Wilhelm III. zeihet er persönlich des Wortbruches, er habe 1813 seinem Volke eine Verfassung verheißen und dies Versprechen bis heute noch nicht eingelöst. Die Anschulldigung ist um so wirksamer, als er dem menschlichen Charakter des Königs volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er droht mit der Erhebung des Volkes, und wenn er zögere, das Losungswort der Revolution anzusprechen, so geschehe es, weil man die Geister leichter rufen als wieder beruhigen könne. Er mahnt die Fürsten, sich nicht auf den Servilismus ihrer Untertanen zu verlassen, das deutsche Volk sei zwar ein Narr und ge-

duldig wie der Träger der bunten Jacke. „Aber“, fährt er fort, „habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Lasten zu schwer werden, und daß er eure Soldaten von sich abschüttelt und euch selber aus Überspaß mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spritzt?“

Es waren unerhört kühne Worte. Man begreift, daß Campe zögerte, sie zu drucken, und das Manuscript der „Französischen Zustände“ mitsamt der Vorrede, obgleich es mehr als zwanzig Bogen umfaßte und nicht zensurpflichtig war, dem Zensor zur Durchsicht einreichte. Natürlich strich er die schlimmsten Stellen und verfuhr dabei mit einer anerkennenswerten Gewandtheit, so daß er die Worte Heines in ihr Gegenteil verkehrte und aus der Anklage Friedrich Wilhelms III. einen Lobgesang auf den König machte. Der Dichter war wütend. In der „Allg. Zeitung“ veröffentlichte er eine geharnischte Erklärung, in der es heißt: „Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne diese Vorrede, worin ich die Gesinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet sind, vollkräftig mitteilen und zugleich durch anderweitige Besprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie soll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieser Vorrede brieflich erhielt und daraus ersah, daß mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler ist, daß durch diese Unterdrückungen alles, was ich sagte, nicht bloß entstellt, sondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden ist! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entstehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, diese Zeilen abzudrucken!“

Von Campe verlangte er die unverkürzte Herausgabe der Vorrede in Form einer Broschüre. „Nur schnell! Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die Vorrede in der Welt ist. . . . Sagen Sie ihm (Merckel), ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg dessen, wofür er sich in alle möglichen Misere hineinschreibt, nicht erlebt.“ Auf diesen ausdrücklichen Wunsch wurde die Vorrede gedruckt, sie war zur Ausgabe fertig, als plötzlich der

Befehl Heines eintraf, die gesamte Auflage zu vernichten. Der Volkstribun war umgefallen, seine Begeisterung und sein Mut waren verflogen, er hielt es selbst von Paris aus nicht für ratsam, so kühne Worte in die Welt zu schicken. Auch dieser Gegenbefehl wurde genau ausgeführt, und es gelangte kein Stück der umstrittenen Vorrede in die Öffentlichkeit. Dagegen ließ sie Heine selber einige Monate später in der Pariser Ausgabe seiner Berichte, die den Titel „De la Franco“ führten, französisch abdrucken. Er mochte annehmen, daß die Veröffentlichung im fremden Land und in fremder Sprache weniger aktuell und weniger gefährlich wirken würde als in der Heimat. Gleichzeitig erschien ein deutscher Sonderabdruck, angeblich eine Übersetzung aus dem Französischen, bei Heideloff und Campe in Paris. Heine behauptete, daß sie ohne sein Zutun, ja sogar gegen seinen Willen in den Druck gelangt sei, er erzählte sogar eine abenteuerliche Geschichte, wie die berühmte Vorrede durch eine Unachtsamkeit Campes ihren Weg nach Paris in die Öffentlichkeit gefunden habe. Man wird ihm, zumal da seine Äußerungen sich mehrfach widersprechen, keinen Glauben schenken.

Offenbar wollte er, daß das Schriftstück bekannt wurde, wagte es aber nicht im eignen Namen herauszugeben und wählte darum den unehrlichen Mittelweg, indem er einen Strohmann namens Geiger als Übersetzer vorschob. Es war eins der Manöver, durch die er den Republikanern seine Gesinnungstüchtigkeit, den Regierungen seine Mäßigung beweisen wollte. Die Vorrede, schrieb er an Barnhagen, „rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können. Schufte wie Börne und Konforten habe ich dadurch unschädlich gemacht.“ Gleichzeitig aber suchte er den preussischen Gesandten in Paris auf, um ihm zu erklären, daß er nicht feindlich gegen Preußen gesinnt sei. Er ließ es gewiß an der Beteuerung nicht fehlen, daß der Druck der Republikaner ihn häufig zwingt, mehr zu sagen, als mit seiner royalistischen Überzeugung vereinbar sei. Die berühmte Vorrede flößte ihm die größte Besorgnis ein. Er fühlte sich

sogar in Paris nicht mehr sicher und fürchtete, sein französisches Asyl mit London vertauschen zu müssen. Die Regierung Louis Philipps war nicht stark genug, um das Verlangen Oesterreichs und Preußens nach einer schärferen Überwachung und weniger duldsamen Behandlung der deutschen Republikaner nicht zu beachten. Mehrere von ihnen wurden unter Bruch des politischen Gastrechtes verhaftet oder in die Provinz abgeschoben. Heine fürchtete das gleiche Schicksal. Es erfolgte jedoch nichts gegen ihn, vielleicht dank der Aussprache mit dem Baron von Werther.

Heines politische Schriften, mochte er selbst auch ihren politischen Charakter bestreiten, wurden nicht nur von den Regierungen verfolgt, sondern stießen auch bei dem Publikum auf starke Gegnerschaft. Die Anhänger des christlichen Bekenntnisses, sowohl des katholischen wie des evangelischen, wurden durch seine Ausfälle gegen die Religion auf das tiefste verletzt, das erstarkende Nationalgefühl durch seine Verherrlichung der Franzosen beleidigt, die Schüler des deutschen Idealismus wurmte die falsche und noch mehr die frivole Auslegung der Lehre ihrer großen Meister von Kant bis Hegel, und die gepredigte Rehabilitation des Fleisches rief den Widerspruch weitester bürgerlicher Kreise wach, zumal da sie einseitig als rückhaltlose Entfesselung der Sinnlichkeit und Genußsucht verstanden wurde. Der Kampf um Heine begann. Er wurde von Anfang mit denselben Gründen geführt wie noch heute. Man warf ihm vor, daß er ein Jude sei, daß er das Christentum hasse, beschimpfe und zu vernichten strebe. Man sprach ihm jeden Sinn für deutschen Patriotismus ab, er schmähe Deutschland, um die Franzosen zu amüsieren, es fehle ihm an nationaler Würde und Rückgrat vor dem Ausland. Seine Moral wurde in Zweifel gezogen, man durchwühlte sein Privatleben und wiederholte mit Behagen schmutzige Erlebnisse, die er in Paris gehabt haben sollte. Jedes sittliche Gefühl wurde ihm abgesprochen, nichts sei ihm heilig, nichts stehe so hoch, daß er es nicht in den Schmutz ziehe. Er selbst wälze sich mit Wollust im Kot, schildere in seinen Gedichten das Gemeinste und Niedrigste und predige eine Lehre, die die Welt in ein Bordell

verwandeln wolle. Kurz, er sei ein kosmopolitischer, vaterlandsloser Jude ohne Moral, Anstand und Religion.

Die Haltung der Regierungen begünstigte die dem Dichter feindselige Stellungnahme des deutschen Publikums. Nicht daß sie etwa die Federn kauften, um gegen ihn zu polemisieren, aber ihr Vorgehen trug dazu bei, die unfreundliche Stimmung gegen Heine zu schaffen. Es verbreitete sich eine Atmosphäre des Mißtrauens und der Abneigung. Die meisten Menschen gehen lieber mit als gegen die Autorität, zumal vor hundert Jahren, wo die der Regierungen noch fester stand als heute. Daß die ganze abhängige Presse von Schmährufen, die christlich-konservativen Blätter von berechtigter Empörung gegen Heine widerhallten, darf nicht wundernehmen. Er war in die Arena der Tagespolitik hinabgestiegen und mußte es hinnehmen, daß der Gegner wieder schoß, und manchmal „gleichfalls sehr gut zu schießen wußte“. Aber abgesehen von diesen Zeitungsangriffen, diesem Sport des Tages, der nur eine augenblickliche Bedeutung besaß, erhob sich eine ernstere Opposition gegen ihn, die nicht nur sein politisches Auftreten und seine Ansichten bekämpfte, sondern im Namen der Literaturgeschichte seine gesamte Wirksamkeit als Dichter und Schriftsteller verneinte. Der Reigen wurde eröffnet durch einen Aufsatz des Kostocker Professors Victor Aimé Huber in den „Mecklenburgischen Blättern“ von 1834, der die hohe Einschätzung Heines in Wienbargs „Ästhetischen Feldzügen“ zurückwies. Eine Broschüre „Heinrich Heine und ein Blick auf unsre Zeit“ folgte, die unsern Dichter schon im Zusammenhang mit dem „Jungen Deutschland“ betrachtete und seinen gesamten Mitgliedern den Vorwurf machte, daß sie mit ihren modernen Theorien auf den Umsturz der politischen, religiösen und moralischen Welt hinarbeiteten. Alexander Jung in seinen „Ausstellungen über Heinrich Heine“ ließ ihn zwar als Dichter erster Größe gelten ritisierte ihn aber um so ungünstiger als „politischen Schriftsteller, als Volksvertreter oder gar als Philosophen und Religiösen“. Ungefähr zu dem gleichen Ergebnis kam Melchior Meyr in einem Aufsatz „Über die poetischen Richtungen unsrer Zeit“. Auch er er-

kannte die Poesie der Heineschen Gedichte an, tadelte aber deren Sittlichkeit, die auf einer sehr niedrigen Stufe stehe. Heine ist in seinen Augen der große Dichter der Frivolität. Als einmalige Erscheinung, so nimmt ein anderer Gegner G. F. Fechner in „Heine als Lyriker“ den Faden der Opposition auf, besitze er seine Berechtigung, aber es wäre ein Unglück, wenn der einmalige Fall sich zur Gattung erweiterte. Es würde dazu führen, daß Verstand, Vernunft und Moral in der Poesie verfaulten und statt ihrer die Phantasie allein zu tropischer Pracht empornwucherte. Glücklicherweise steht das aber nicht zu befürchten, da sich nach Ansicht des Verfassers Heine unaufhaltsam der Auflösung nähert und schon in seinen letzten Werken nur noch sein eigener Nachahmer ist.

Diese Gegner enthielten sich aller antisemitischen Ausfälle. Daß Heine Jude war oder von Juden abstammte, dieses Kampfmittel von zweifelhaftem Wert überließen sie den Geistern, die nichts Sachliches, sondern nur persönliche Ausfälle vorzubringen hatten. Natürlich fehlte es an solchen nicht, und das Judentum Heines und Börnes bot ihnen ein unererschöpfliches Thema, das nicht nur gegen die beiden, sondern sogar gegen rein christliche Schriftsteller ausgenutzt wurde, die zufällig mit ihnen in Verbindung standen. Aber auch die Juden, so stolz sie auf Börne waren, wollten von dem geschmähten Heine nichts wissen. Ein Dr. Weil verkündete der Welt, daß er die jüdische Religion nicht weniger als die christliche hasse, Berthold Auerbach gefiel sich in dem Gemeinplatz, daß jüdische Abstammung kein Hindernis für deutsche Gesinnung sei und daß alle Konfessionen vereint die Rehabilitation des Fleisches bekämpfen müßten, Gabriel Rießer endlich erließ eine Erklärung, daß die Juden Heine seit seiner Taufe nicht mehr als den Thron betrachteten und daß sein Bild nur durch einen schauderhaften Irrtum in die „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte“ aufgenommen sei, eine Sammlung, die 1835 unter Mitwirkung des alten Freundes des Dichters aus der Berliner Zeit, des polnischen Grafen Breza, erschienen war. Heine selbst war von dieser Ehre am wenigsten entzückt, er legte damals keinen Wert auf seine Zugehörigkeit zum

Sudentum und erließ sogar in einer Pariser Zeitung eine Erklärung, daß er der evangelischen Konfession angehöre.

Diese Polemik ist ein Beweis für die wachsende Bedeutung des Dichters, aber auch für seine zunehmende Unbeliebtheit. Unter den Liberalen besaß er sicher viel Sympathie, aber doch keine wirklichen Anhänger. Er hatte sich außerhalb der Parteien gehalten und durfte sich nicht wundern, daß keine zu ihm stand und ihm den Rücken deckte. Im Gegenteil, sie waren eifriger, ihn abzuschütteln als anzuerkennen, denn so glänzende Dienste ihnen seine gewandte Feder leistete, so galt er doch als ein zweifelhafter, unzuverlässiger Kampfgenosse. Er hatte sich durch seine Widersprüche kompromittiert. Er fühlte das selber und schrieb offen an Meyerbeer: „Ich bin kein Posa, kein Titus Vespasianus, kein Nathan der Weise; ich bin sogar das Gegenteil, kurz es ist viel Bedenkliches über mich zu sagen.“ Unentwegt hinter dem Dichter stand nur eine kleine, mehr literarische als politische Gruppe, die man mit dem Namen des „Jungen Deutschland“ zu bezeichnen pflegt. Es sind Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienberg, Gustav Schlegler und Gustav Kühne. Auch Börne und Theodor Mundt werden dazu gerechnet, obgleich der eine damals schon ein offener Gegner Heines war, der andre ihn in seinem „Literarischen Zodiacus“ häufig angriff oder durch Dritte angreifen ließ.

Diese Autoren bildeten keine geschlossene Partei, sie befehdeten sich sogar, und doch bestand ein gemeinsames Band zwischen ihnen. Heine fand es in der „Ganzheit“ dieser Schriftsteller, die „keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu derselben Zeit Künstler, Tribunen und Apostel sind. . . Ein neuer Glaube beseelt sie . . . der Glaube an den Fortschritt der Menschheit. . . Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden: daß diese Erde groß genug ist; daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle

arbeiten und nicht einer auf Kosten des anderen leben will; und daß wir nicht nötig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen." Heine hat damit die Tendenz des „Jungen Deutschland“ und der „Bewegungsliteratur“, wie sie ihre Schriften bezeichneten, richtig charakterisiert, wenn er sie vielleicht auch etwas zu stark nach seinen eignen Ideen, denen des Saint-Simonismus, umgedeutet hat. Diese jungen Leute waren überzeugt, daß das Glück der Menschheit auf Erden verwirklicht werden könne und daß jetzt die Zeit zur Verwirklichung gekommen sei. Sie waren Schwärmer und mit der ganzen Schwärmerei der Jugend weihten sie sich der Volksbeglückung, ohne eine Ahnung von dem Volk und seinen Bedürfnissen zu haben.

In den Dienst dieser heiligen Aufgabe stellten sie ihre Poesie, denn gleich Börne und Heine waren sie von dem Ende der Kunstperiode überzeugt und wiesen der Kunst die soziale Mission zu, die Menschheit zu emanzipieren, und zwar von den einengenden Vorschriften der Religion, die den Genuß der irdischen Güter und die Freude am Dasein unterdrückten. Sie lehnten das Christentum ab und wollten eine neue Sittlichkeit außerhalb der Religion auf der Freiheit und Schönheit des Leibes begründen. Sie waren selbstverständlich in der Politik liberal, so liberal als möglich, aber die Politik spielte neben ihren sozialen Plänen eine untergeordnete Rolle. Ihr Programm war viel zu umfassend, als daß es sich mit praktischen politischen Fragen abgeben konnte. Ihre Lösung erfolgte ja ganz von selbst, wenn erst die neue Gesellschaftsordnung auf der Emanzipation des Fleisches durchgeführt war. In seinen Werken gebärdete sich das Junge Deutschland recht zuchtlos und setzte sich wild über alle Moral hinweg, im Leben aber waren seine Mitglieder ganz brave junge Leute. Sie schwelgten in wollüstigen Schilderungen, sie entkleideten das Weib, aber nicht wie Heine, auf den sie sich vielfach beriefen, aus Schönheitsdrang oder Sinnlichkeit, sondern weil die Nacktheit zu ihrem Programm gehörte. In Gutzkows „Wally, die Zweiflerin“ vermählt sich die Heldin geistig ihrem Geliebten durch die Enthüllung ihrer ganzen natürlichen Schönheit. Aber diese Tat ist kein

Ausbruch sinnlichen Rausches, sondern die Szene ist langweilig und nüchtern. Wally erledigt nur einen Punkt des Programms, und nur weil das Programm es fordert, stößt sie sich später den Dolch in die Brust. Diese Art der Sinnlichkeit war gewiß nicht imstande, wie Wienbarg wollte, den großen Riß zwischen Herz und Welt, zwischen Ideal und Wirklichkeit zu schließen, den das Christentum geschaffen. Die Jungdeutschen standen Heine durch ihre Feindschaft gegen die Religion nahe, durch den Glauben, daß ihr Spiritualismus das größte Hindernis der Menschheitsbeglückung sei. Das Band war nicht sehr stark, in der Form dagegen sind alle diese Schriftsteller mehr oder weniger Nachahmer unsres Dichters. Mit seinem Stil, mit den Waffen seines Witzes und Spottes bekämpften sie die Gesellschaft, freilich nicht mit seinem Geschick und ohne eine Spur seiner Grazie.

Heine kannte von den Jungdeutschen persönlich nur Wienbarg von Hamburg her und außerdem korrespondierte er mit Laube seit 1833. Beiden sollte er in der „Romantischen Schule“ die höchste Anerkennung, die auch auf den fremden Gutzkow und Schlegler ausgedehnt wurde. Er rühmte dort Laube eine „weit-austönende Ruhe, eine selbstbewußte Größe und eine stille Sicherheit“ nach, Gutzkow die „schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urteilenden Kunstsinnes“, Wienbarg und Schlegler sind „zwei höchst ausgezeichnete Schriftsteller“. Wienbargs „Ästhetische Feldzüge“ verdienen diese Anerkennung, aber es war diesem begabten Schüler Hegels leichter, das Programm des „Jungen Deutschland“ aufzustellen, als den andern, es in der Poesie zu verkörpern. Gutzkows und Laubes Werke, selbst die späteren und besseren, finden heute kaum noch Leser, ihre Stücke werden nur noch ausnahmsweise gegeben; ihre ersten Werke, die damals vorlagen, rechtfertigten Heines Lob in keiner Weise. Laubes „Reisenovellen“ waren eine plumpe Nachahmung der „Reisebilder“, Gutzkows „Maha Guru“ ein unreifer Versuch eines altklugen Jünglings, seine Zeit in eine Dichtung zu bannen, und seine „Wally“ ein anstößiger Leitartikel, der zweckloserweise in die Form eines Romanes

gekleidet ist. Unser Dichter ließ sich durch die Tendenz der Schriften blenden. Die Wortführer des „Jungen Deutschland“ mit Ausnahme Theodor Mundts bekannten sich zu ihm und hoben ihn auf den Schild, und darum identifizierte sich Heine mit ihnen und machte ihre Sache zu der seinen. Ein Schlag, der gegen diese Gruppe geführt wurde, mußte auch ihn treffen. Nach seiner ganzen Haltung mußte das „Junge Deutschland“ mit der Staatsgewalt zusammenstoßen. Seine Anhänger verkündeten ja laut und vernehmlich, daß sie die Gesellschaft umstürzen wollten, gebärdeten sich überhaupt viel wilder und unvorsichtiger als ihr klügerer Meister in Paris. Der Zusammenprall war unvermeidlich, und die Art, wie er erfolgte, hat eine untergeordnete Bedeutung.

Wolfgang Menzel übernahm die nicht beneidenswerte Rolle, ihn herbeizuführen. Er stand bisher mit Heine und den Jungdeutschen auf bestem Fuß. Freilich hatte ihn die Julirevolution in eine mehr nationale Richtung abgedrängt, während seine Freunde in das internationale und französische Fahrwasser gerieten. Doch der Gegensatz war noch latent, und Heines Pariser Schriften, selbst die Schmutzereien des „Schnabelewopski“ wurden von Menzel anerkennend besprochen. Er berief sogar Gutzkow als seinen Gehilfen an das „Literaturblatt“. Doch dieser wollte nicht nur den Handlanger spielen und einen selbständigen Mitarbeiter konnte Menzel nicht gebrauchen. Es kam zum Zerwürfniß, Gutzkow verließ Stuttgart und fand in Frankfurt bei dem „Phönix“ eine neue Stellung, wo er das von Menzel erlernte literarische Scharfrichteramt weiter ausüben konnte. Das war verdrießlich für den älteren Rezensenten, noch verdrießlicher aber, daß Gutzkow dort im Verein mit seinem Freunde Wienburg den Plan einer großen „Deutschen Revue“ im Stile der französischen Monatschriften faßte, die geeignet schien, das „Literaturblatt“ auf den zweiten Rang zu verweisen. Literarische Gründungen schossen damals wie Pilze aus der Erde, zum meist gingen sie infolge von Mangel an Geld und Lesern ebenso rasch wieder ein. Aber Gutzkow und Wienburg verfügten diesmal über reichliche Mittel, sie konnten nicht nur in dem Prospekt der

neuen Zeitschrift die herrlichsten Verheißungen machen, sondern sich auch durch die Aussicht auf gute Honorare die Mitarbeit berühmter Professoren, wie Gans, Gotho, Rosenfranz, Trendelenburg, Ulrici, sichern. Es handelte sich also um eine sehr ernste Konkurrenz für Menzel. Man darf aber nicht annehmen, daß er nur durch Neid getrieben wurde. Der sachliche Gegensatz war bisher durch die persönlichen Beziehungen überbrückt worden, als die aufhörten, mußte er zum Ausbruch kommen. Allerdings erfolgte Menzels Vorstoß gegen Gutzkow in einer Form, die mehr Gehässigkeit als Sachlichkeit aufwies. Er griff ihn als das Haupt der französierten „Jeune Allemagne“ an, die darauf ausgehe, französische Unmoral und Irreligiosität in Deutschland zu verbreiten. Das geschah in den stärksten, ja unslätigsten Ausdrücken, und je länger Menzel den Kampf fortsetzte, um so wüster wurde sein Geschimpfe auf die „Juden und Franzosen“, die sich zum Verderben des deutschen Vaterlandes verschworen hatten. Er forderte das Eingreifen der Bundesgewalt, besonders gegen das im Zeichen der Venus vulgiva geplante neue Frankfurter Journal.

Die erste, Menzel gewiß erwünschte Folge war, daß die „Deutsche Revue“ nicht zustande kam. Die mannhaften Universitätsprofessoren zogen die Zusage ihrer Mitarbeiterschaft schleunigst zurück. Wienbarg wurde ausgewiesen, und da ihn weder Hessen-Darmstadt noch Kurhessen noch Preußen aufnehmen wollten, mußte er sich in seine dänische Vaterstadt Altona zurückziehen. Gutzkow wurde der Prozeß gemacht und er büßte die Unsittlichkeit seiner „Wally“ mit einer nicht allzu schweren Gefängnisstrafe in Mannheim ab. Diese beiden Männer blieben ihrer Überzeugung treu und trugen ihr Schicksal standhaft, Laube dagegen unterwarf sich angesichts der Gefahr löblich und Mundt bestritt, daß er je Beziehungen zum „Jungen Deutschland“ gehabt habe. Unterdessen hatte auch der Bundestag eingegriffen. Er forderte die deutschen Regierungen auf, mit allen ihnen zustehenden Mitteln die Schriften der gefährlichen Schule, besonders die Heines, Gutzkows, Laubes, Wienbargs und Mundts zu unterdrücken und das Erscheinen neuer zu verhindern. Er ver-

warnte alle Drucker und Verleger Deutschlands, in erster Linie Hoffmann und Campe in Hamburg, ein Werk der genannten Autoren herauszubringen. Nach diesem Beschluß und den dazu gehörenden Ausführungsbestimmungen der Einzelstaaten, die, besonders in Preußen, äußerst scharf ausfielen, war nichts weniger beabsichtigt, als die Autoren des „Jungen Deutschland“ mundtot zu machen. Mundts Name mußte im Verzeichnis der Mitarbeiter einer streng wissenschaftlichen Zeitschrift gestrichen werden und selbst ungünstige Artikel gegen Heine ließ der Zensor nicht durch, weil sein Name überhaupt nicht mehr genannt werden sollte.

Heine war von Menzel nicht direkt erwähnt worden, aber bei „Juden und Franzosen“ mußte jeder an ihn denken und folgerichtig setzte der hohe Bundestag ihn als ersten auf die Proskriptionsliste. Beim Heraufziehen des Gewitters hatte er Laube geraten, in politischen Fragen Konzessionen zu machen und die Angelegenheit so zu wenden, daß die protestantische Denkfreiheit gefährdet erscheine. Er brauchte diesem Freunde keine Mäßigung zu empfehlen, er war nicht, wofür Heine ihn hielt, „ein Fechter, der in der Arena stirbt“. Die Bundesbeschlüsse selbst nahm der Dichter zunächst nicht ernst; er glaubte, sie hätten nur den Zweck, ihn zu demütigen und zu einem Canossagang zu zwingen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß Preußen Bücher, die noch gar nicht geschrieben waren, verbieten wolle; und meinte, allenfalls durch Weglassung seines Namens auf dem Titelblatt derartige Verbote vereiteln zu können. Allmählich erkannte er den Ernst der Lage, ja seine Besorgnis ging nun so weit, daß er sich selbst in Paris für gefährdet hielt. Aber er verriet die Sache des „Jungen Deutschland“ nicht. In einem freilich etwas ironisch höflichen Schreiben erbat er freies Geleit, um seine Haltung öffentlich und persönlich in Frankfurt vor der hohen Bundesversammlung zu vertreten. Der Schachzug war geschickt, er sollte auf die öffentliche Meinung wirken und ihre Sympathie gewinnen. Das „Junge Deutschland“ mit seinen unmoralischen Redensarten war in keiner Weise populär und konnte es nur werden, wenn es gelang, seine Mitglieder als unschuldige Opfer,

seine Verfolger als böswillige Tyrannen hinzustellen. Das sah auch die preußische Regierung ein, sie beeilte sich, den überspannten Bogen zu lockern, und erklärte, daß sie nicht die gesamte schriftstellerische Tätigkeit der geächteten Autoren verhindern wolle, sondern daß sowohl ihre bisherigen wie künftigen Werke vertrieben werden dürften, wenn sie von der preußischen Zensur gebilligt seien. Laube konnte wieder die „Elegante Welt“, Gutzkow den „Telegraphen“, Mundt den „Literarischen Zodiakus“ redigieren. Heine setzte allein den Kampf fort. „Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Felsen deutscher Geistesfreiheit,“ schrieb er stolz an Campe. Er weigerte sich, seine Werke der preußischen Zensur zu unterwerfen. Er und sein Verleger hefteten alle möglichen Listen und Pläne aus, um diese Bestimmung zu umgehen. Heine stellte einen absolut zahmen dritten Teil des Salons aus den novellistischen „Florentinischen Nächten“ und der Studie „Elementargeister“ zusammen, teils um der Zensur trotz ihrer Nichtbeachtung ein Einschreiten unmöglich zu machen, teils um die Vorrede (IV, 305), die Brandmarkung Menzels als Denunziant, durchzulotsen. Der Band erschien endlich mit heftigem „Imprimatur“, aber ohne die Vorrede. Trotzdem wurde er in Preußen verboten und die Vorrede mußte in einer besonderen Broschüre erscheinen, die endlich auch von einem milderen Zensor nach einigen Verstümmelungen gebilligt wurde.

Heine wäre der letzte gewesen, den Vorstoß Menzels ohne die gebührende Antwort hinzunehmen. Er bedurfte der Rache. „Ich bin nicht vindikativ,“ schrieb er bei einer andern Gelegenheit über sich selber, „ich möchte gern meine Feinde lieben, aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe.“ Menzel liebte er gewiß nicht, aber die Rache war dadurch erschwert, daß er früher freundschaftlich mit ihm verkehrt, seine Tätigkeit belobt und dieses Lob in Briefen niedergelegt hatte, die der Gegner besaß. Heine war dadurch zur Mäßigung gezwungen und mußte Menzels Verdienste um die deutsche Literatur zugeben. Auch auf die Zensur mußte er Rücksicht nehmen, wenn seine Schrift überhaupt erscheinen sollte. Aus diesem Grunde stellte er seine eigne politische Tätigkeit

als möglichst harmlos hin, sagte sich von dem „verwerflichen Jakobinismus“ los, meinte, daß der Untergang des Christentums ein Unglück für die Menschheit sei, ja er sprach sogar von der Julirevolution in recht gedämpften Tönen. Alle diese Zugeständnisse machte er aber, ohne sich selbst etwas zu vergeben und so geschickt, daß er keine seiner früheren Äußerungen zu widerrufen brauchte. Nach dieser Vorbereitung kehrt er den Spieß um und gibt die Vorwürfe, die Menzel gegen das „Junge Deutschland“ erhoben hatte, zurück. Das Vorgehen des Gegners selbst sei undeutsch und unchristlich. Das Äußere des Mannes zeige ja schon, daß er kein Deutscher, kein Germane, sondern ein Kalzmücke sei. Den Preis der Tugend läßt Heine dem Angegriffenen, aber mit seinem Aussehen sei es gewiß leicht, tugendhaft zu bleiben, zumal in dem soliden Stuttgart. Zum Schluß fordert er persönliche Satisfaktion von ihm mit der Waffe in der Hand. Ein sehr großer Mut gehörte nicht dazu. Menzels Feigheit war bekannt, und da er Gutkows Forderung abgelehnt hatte, war nicht zu erwarten, daß er sich dem zweiten Gegner stellen würde. Es kam auch zu keinem Duell, obwohl Heine noch mehrfach versuchte, Menzel durch den Druck der öffentlichen Meinung auf den Kampfplatz zu zwingen.

Heine hatte im Gegensatz zu verschiedenen andern Jüngern der Bewegungsliteratur treu im Kampfe ausgeharrt, obgleich das Verbot seiner Bücher ihn sogar mit einem empfindlichen Rückgang seiner Einnahmen bedrohte. Er hatte alle Anwandlungen von Schwäche, die Neigung, sich durch eine Kapitulation vor Preußen Ruhe zu verschaffen, wie er an die Fürstin Belgiojoso schrieb, mannhaft niedergerungen; er durfte sich Hoffnung auf die Anerkennung des Publikums und auf den Dank der Liberalen machen. Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, daß beides ausblieb. Der Kampf hatte sein Ansehen nicht verstärkt, sondern eher vermindert. Fremd, wie er in der Heimat geworden war, hatte er die Bedeutung des „Jungen Deutschland“ überschätzt. Er glaubte für die Vorkämpfer der Nation einzutreten, während er in Wirklichkeit nur eine literarische Gruppe verteidigte. Seine Parteinahme

nützte ihm daher nichts, sondern öffnete eher dem Publikum die Augen, daß er kein politischer Führer war, daß man in den großen politischen Fragen von Heine nichts zu erwarten hatte.

Seine Schriften wurden zwar eifrig gelesen. In dem meist recht gereizten Briefwechsel mit Campe konnte er darauf hinweisen, daß er dessen einziger „Klassiker“ sei und daß viele seiner Werke neue Auflagen benötigten; aber man las sie als amüsante Lektüre und als Dichtungen, nicht wegen ihres politischen Gehaltes. Vergebens betonte er, sogar unter Mißbrauch Dantescher Worte, die Bitterkeit seines Exiles, es glaubte niemand daran. Berichte aus lautern und unlautern Quellen schilderten sein Leben in ganz andern Farben als in dem düstern Grau der Verbannung. Der Dichter kam in den Ruf eines Poseurs. Er hatte das Amt des Volkstribunen so geräuschvoll übernommen, daß man etwas ganz Besonderes von ihm erwartete, er hatte seine Person dabei so in den Vordergrund gedrängt, daß er seine Macht nur bewahren konnte, wenn er neuere und stärkere persönliche Reize bot. Als sie ausblieben und als der dritte Salonband gar nur „zahme“ unpolitische Stücke brachte, enttäuschte er allgemein. Novellen konnte zum Schluß jeder Autor, folkloristische Studien jeder Professor in Deutschland schreiben. Ein Mann, der sich als politischer Flüchtling aufwarf, mußte mehr bieten, Dinge, die zu Hause nicht gesagt werden durften. Der Eindruck entstand, daß Heine sich überlebt habe, daß seine Rolle ausgespielt sei.

Arnold Ruge gab dieser Stimmung Ausdruck. Der Aufsatz dieses geistvollen Republikaners und Hegelianers ist wohl das Beste, was von einem Zeitgenossen über Heine geschrieben ist. Er ist nicht gehässig, er erkennt die Verdienste des Dichters und des Volksmanns voll an, aber er zeigt, daß die Zeiten ernst geworden seien und daß es nicht mehr angehe, den Politiker mit der Britsche und Schellenkappe zu spielen. Der Freiheitskampf müsse jetzt mit männlicher Entschlossenheit geführt werden, sein Wesen habe sich verändert, Heine aber sei der Alte geblieben. Die neuen Ideale seien nicht die seinen, die Ideale seiner Jugend habe er verloren. Es sei nichts von ihm übrig als die „interessante Persön-

lichkeit“, innerlich sei er mit allem fertig, und nichts bleibe ihm als der Rot und die alte Nacht, wie er selbst in einem seiner Jugendgedichte „Götterdämmerung“ vorausfah. Diese Beurteilung, die von keinem böswilligen Feinde stammte und in den „Halle'schen Jahrbüchern“, einer der angesehensten Zeitschriften, erschien, wurnte Heine auf das schwerste. Er nannte sie trotz des reichlichen Lobes seiner Dichtungen eine „Tods Schlagkritik“. Er fühlte, daß Ruge in vielem recht hatte, er mußte sich eingestehen, daß er den sittlichen Ernst des politischen Kämpfers nicht besaß, vielleicht nie befaßen hatte, und daß die „interessante Persönlichkeit“ in ihm zuerst den Dichter, sodann den Politiker erwürgt hatte, bis sie allein übrig blieb, um mit ihren Kapriolen die Welt zu belustigen.

Aber trotz alledem war Heine „eine Macht, die man nicht ignorieren konnte“. Den Satz hatte Ruge an die Spitze seiner Abhandlung gestellt. Aber dieser Macht war ohne ein sittliches Ziel kein gedeihliches Wirken vergönnt. Das ist das Schicksal des Dichters. Er verzettelt in den nächsten Jahren seine Kraft in zwecklosen literarischen Kämpfen. An schreiblustigen Seelen, die auf Heine schimpften und sich in einem Kampfe mit ihm gerne die Sporen und eine zweifelhafte Berühmtheit verdient hätten, fehlte es nicht. Selbst wenn er wollte, konnte er nicht allen erwidern. Als einer der ersten lebenden deutschen Dichter konnte er nur antworten, wenn ein einigermaßen ebenbürtiger Gegner sich ihm stellte. Zuerst kam Gustav Pfizer daran. In Schwaben hatte die Uhlandkritik der „Romantischen Schule“ böses Blut gemacht. Als daher der Verleger Weidmann dem Mufen-Almanach von 1837 das Bild Heines vorsezen wollte, trat Gustav Schwab von der Redaktion zurück und veranlaßte auch seine schwäbischen Genossen, in diesem Jahre keine Beiträge zu dem entweihten Buche zu liefern. Heine rächte sich durch die satirischen Verse des Tannhäuserliedes:

In Schwaben besah ich die Dichterschul'
gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Rackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

(I, 248.)

Auch im „Denunzianten“ spottete er über diese braven Leute, aber schwächlichen Dichter. Den Kerner, Schwab, Mayer und Pfizer ist manches recht hübsche Gedicht gelungen, aber ihre schulmäßige Harmlosigkeit und Tugend forderten den Spott heraus.

Pfizer übernahm es, Heine zu antworten. Als Freund Menzels war er erbittert, als guter, aber etwas unklarer Patriot durch die Gallomanie des Gegners gereizt, aber diese beiden Gefühle reichten nicht aus, um fünf Druckbogen in angemessener Weise zu füllen; so wiederholt er in endlosen Reden, daß Heine eine Jude und Franzosenfreund sei und in dieser doppelten Eigenschaft das deutsche Volk zugrunde richten wolle. Der Dichter leuchtete ihm und seinen schwäbischen Gesinnungsgenossen in dem „Schwabenspiegel“ (VII, 324) heim. Er zog darin einen scharfen Trennungsstrich zwischen Umland und den kleineren Poeten am Neckarstrand und ließ sich vernünftigerweise von Campe bestimmen, den Namen Mörikes, von dem er noch nichts gelesen hatte, wegzulassen. Die Entgegnung ist gewiß sehr witzig, aber auch nicht mehr. Die Schwaben mögen sich gründlich geärgert haben, und Heine hatte wieder die Lacher auf seiner Seite, aber auch nur die Lacher. Es war ja sein Verhängnis, daß sich die Leute über seine glänzende, witzige Darstellung so vortrefflich amüsierten. Das Mißverhältnis trat dadurch immer deutlicher hervor, daß die Zeiten ernster geworden waren und daß die großen Fragen der Gegenwart durch die besten Späße und die entzückendsten Witze nicht gelöst werden konnten. In all diesen Streitigkeiten zeigte es sich, daß der Dichter die Fühlung mit der Heimat verloren hatte. Die Freunde, besonders Laube, beschworen ihn, nach Deutschland zurückzukehren, um ein besseres Verständnis für die herrschende Auffassung zu gewinnen.

Er selbst mußte ihnen in der Sache recht geben. Seine Beziehungen zu Deutschland hatten sich stark gelockert. Seine beste Freundin Rahel war gestorben, der Briefwechsel mit Zimmermann eingeschlafen, der mit Warnhagen wurde immer dürftiger, Heine selbst mahnte seine Bekannten Detmold, Merkel, Christiani ihn über Ereignisse und Stimmung in Norddeutschland auf dem laufenden

zu halten. Aber weder ihre Briefe noch die zahllosen Besuche von Deutschen in Paris konnten die unmittelbare Gegenwart ersetzen. Die in Frankreich lebenden Deutschen boten ihm noch weniger. Es waren weltfremde Schwärmer wie Jakob Benedey, verbohrtete Republikaner wie Börne oder erbitterte Flüchtlinge, die am wenigsten in der Lage waren, Heines Urteil über Deutschland zu berichtigen. Er fühlte den Mangel, aber zur Rückkehr konnte er sich nicht entschließen, obgleich er selbst zugab, daß die Regierungen ihm keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg stellen würden. Das Exil war ein notwendiger Teil seiner Rolle, wie er sie auffaßte. Auf ihm beruhte nicht zum kleinsten Teile seine Macht. Er fürchtete, sie durch die Heimkehr einzubüßen, er fürchtete, sich in der Masse zu verlieren, wenn er aus seiner ausländischen Sonderstellung in Deutschland in Reih und Glied trat, er fürchtete, dort einer von den unzähligen oppositionellen Schriftstellern zu werden. „Heinrich Heine in Paris“ war ein Schlagwort, das durch den Nimbus der Entfernung auf die Gemüter wirkte. Er glaubte in der damaligen Hauptstadt der Welt auf einer höheren Warte als in Berlin oder Hamburg zu stehen. Sie bildete den Sockel seiner Persönlichkeit, und diese konnte nichts gewinnen, wenn sie von ihrem erhöhten Standpunkt auf das Niveau der Zuschauer hinabstieg.

Dem Streit mit den Schwaben folgte das Zerwürfniß mit Guzkow. Dieser war früher ein unbedingter Verehrer unsres Dichters gewesen; er hatte sogar den — natürlich aussichtslosen — Vorschlag gemacht, durch eine öffentliche Sammlung die Mittel aufzubringen, um dem Vermögenslosen einen Landsitz zu kaufen, wie es die Engländer für Scott getan hatten. Guzkow und Heine waren Kampfgenossen aus den Tagen des „Jungen Deutschland“. Der Jüngere hatte sogar den Namen des berühmten Kollegen, ohne ihn zu fragen, auf die Mitarbeiterliste der „Deutschen Revue“ gesetzt, und Heine hatte diese Eigenmächtigkeit in vornehmer Weise nachträglich anerkannt, obgleich das Gewitter unterdessen losgebrochen war. Guzkow hatte keinen Anlaß, sich über ihn zu beklagen, der nervöse Schriftsteller erlag offenbar der allgemeinen Mißstimmung.

gegen Heine, vielleicht war er auch von dem verehrten Börne beeinflusst. Er redigierte damals den „Telegraphen“, der in Campes Besitz übergegangen war, und in diesem Blatt herrschte seit 1837 eine feindliche Stimmung gegen Heine. Der Aufsatz Pfizers und andere gehässige Artikel wurden mit wohlwollender Neutralität, ja mit einer gewissen Schadenfreude besprochen, und ein Freund Gutzkows, Wihl, durfte dort sogar ein rechts heftiges Pamphlet „Heinrich Heine in Paris“ loslassen.

Der Dichter kannte Gutzkow als „mauvais coucheur“ und glaubte zunächst an eine vorübergehende schlechte Laune. Er befolgte sogar seinen Rat, als der Jüngere ihn ermahnte, die Herausgabe der „Neuen Gedichte“ wegen ihres unsittlichen Inhaltes zu unterlassen. Heine dankte ihm und nahm nicht einmal Anstoß daran, daß dieser Hüter der Sittlichkeit sich das Manuskript durch einen Vertrauensbruch verschafft hatte. Er schickte ihm sogar den „Schwabenspiegel“ für sein „Jahrbuch der Literatur“. Er erschien in einer schändlichen, verstümmelten Form, so daß sich Heine zu einem öffentlichen Protest in der „Zeitung für die elegante Welt“ veranlaßt sah, die den Herausgeber Gutzkow schonte und in der Hauptsache den Verleger Campe zur Rechenschaft zog. Dieser verteidigte sich in einer Gegenklärung, in der er die Entstellungen des Heineschen Aufsatzes der Zensur zur Last legte. Heine mußte antworten. In einem offenen Brief „Schriftstellernöte“ (VII, 338) hielt er mit dem Triumvirat Campe, Gutzkow, Wihl scharfe Abrechnung, indem er klar bewies, daß die Verhöhnung seines Aufsatzes nicht vom Zensor herrühren konnte, sondern auf Böswilligkeit seiner angeblichen Freunde beruhte.

Campes Verhalten in der Angelegenheit ist mehr als sonderbar, er hatte kein Interesse, seinen einträglichsten Autor zu diskreditieren, und doch gab er seinen „Telegraphen“ dazu her. Er tat zum mindesten nichts, um Gutzkows Machenschaften zu verhindern. Wollte er Heine demütigen, der ihm manchen überhebenden Brief geschrieben? Hoffte er ihn in seinen Ansprüchen zu drücken? Eine Antwort darauf gibt es nicht. Auf jeden Fall hatte Campe kein gutes Gewissen, er tat das Klügste, was er

tun konnte, er schwieg, während Wihl und Heine nochmals „Erklärungen“ (VII, 532) in die Welt schickten und Gutzkow zwei Nummern seiner Zeitschrift mit einer langen Entgegnung füllte. Heines Verbindung mit Campe hörte trotz dieses Zwischenfalles nicht auf, obgleich der „Telegraph“ jetzt die Führung im Kampfe gegen den Dichter übernahm.

Das Publikum amüsierte sich bei diesen literarischen Klopffechtereien; Heine gewann nichts dabei, im Gegenteil, er verlor in der öffentlichen Achtung durch diese ewigen Zänkereien, durch diese Literatenkampfspiele, die wohl für den Augenblick belustigten, auf die Dauer aber abstießen. Die Verstimmung wurde zum Sturm durch seinen neuen Angriff auf Börne. Das Buch „Ludwig Börne. Eine Denkschrift“ (VII, 1), das 1840 erschien, machte einen um so gehässigeren Eindruck, als Börne seit drei Jahren verstorben war. Er war der Abgott des deutschen Liberalismus, und wenn diese Ehre durch persönliche Makellosigkeit und politische Kurzsichtigkeit verdient werden konnte, so hatte sie Börne verdient. Das Verhältnis der beiden Männer war seit der Zeit, da sie sich in Paris trafen, schlecht. Der Doktrinär und der Dichter, der Mann der Tugend und der des Gemisses, oder, wie Heine sagte, der Nazarener und der Hellene verstanden sich nicht. Heine wollte von dem Radikalismus der Republikaner, der ihm politisch kindisch, ästhetisch häßlich erschien, nichts wissen, und Börne in seiner talmudistischen Intoleranz begriff nicht, daß es außer seiner Ansicht noch eine andere gab, und daß Heine, der doch gleich ihm Jude, Deutscher und Liberaler war, nicht seiner Meinung war. Er konnte sich das Rätsel nur durch Charakterlosigkeit, moralische Minderwertigkeit, Feigheit oder Bestechlichkeit des Gegners erklären. Börne war ein ehrlicher Mann, aber die Verleumdungen Heines gingen letzten Endes auf ihn zurück. Er war die Quelle der unsauberen Ausstreuungen, die von den deutschen Jakobinern in Paris verbreitet und im Vaterland mit Vergnügen aufgenommen wurden. Heine hatte Grund zur Erbitterung, er hatte auch nicht unrecht, als er bei Börnes Tode schrieb: „Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Ber-

leumdungen, die er der Welt über mich insinuiert hat, ins Grab gegangen."

Den Radikalen Börnescher Richtung hatte der Dichter mehr Zugeständnisse gemacht, als ihm aus sachlichen und persönlichen Gründen lieb war. Gerade die Schriften, die ihm in der Heimat die meisten Schwierigkeiten bereiteten, verfolgten den Zweck, die Ultras zu versöhnen und diese „Schufte und Verrückten“ zu entwaffnen. Heine fürchtete sich vor den Unentwegten, und gerade weil er sie fürchtete, haßte er die Gesellschaft mehr, als sie es verdiente, und wartete auf den Augenblick, um ihnen alles zu vergelten. Die Stunde der Abrechnung war jetzt gekommen, obgleich das Haupt der Gruppe, Börne selbst, seit drei Jahren tot war. Ein besonderer Anlaß für Heine lag nicht vor. Das Buch „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen“ war noch nicht erschienen. Es enthielt die ärgsten Schmähungen, aber nicht zur Verteidigung gegen dieses postume Pamphlet griff Heine zur Feder, sondern sein „Börne“ war schon vorher geschrieben und erschien auch vor dem feindlichen Nachwerk, wenn auch in demselben Jahre. Während Heine daran arbeitete, weilte Laube längere Monate in Paris. Er mahnte den Freund dringend, die Ruhe des Toten nicht zu stören und sich nicht an dem Idol der Liberalen zu vergreifen. Aber Heine wollte nicht hören. Der Groll wurzelte zu tief in seiner Brust, die Verbitterung, die sich seit Jahren angehäuft, mußte einen Ausweg haben. Wenn er gerade diesen Zeitpunkt wählte, so geschah es vielleicht, weil der unerhörte Kultus, der mit dem toten Börne getrieben wurde, ihn reizte. Der Schatten des Verstorbenen war stärker, als er im Leben gewesen war, und drohte ihn, Heine, auf den zweiten Platz zu drängen. Den Toten mußte Heine bekämpfen, während er den Lebenden verachten konnte. Laube riet dem Freund, möglichst sachlich zu bleiben. Ein trefflicher Rat. Aber Heine hatte gegen Börne sehr wenig Sachliches, sehr viel Persönliches zu sagen. Er wollte ja den Menschen treffen, der ihm jetzt lästiger und verhaßter war als je zuvor. Dieser Börne lebte für ihn, wie dem Dichter jede Gestalt lebendig ist, die er schafft; er begriff nicht,

daß er für das Publikum ein Toter war, für dessen Asche es Achtung verlangte. Heines unbedingte Verehrer werden den Ausfall gegen Börne bedauern, eine dunkle Linie auf dem Charakter des Menschen würde ohne ihn fehlen, aber auch eines der charakteristischsten Werke des Dichters und eine der geistvollsten Streitschriften, die die Welt je gesehen hat.

In unnachahmlicher Weise nimmt Heine den Anschein der Objektivität und Unparteilichkeit an. Gehässig gegen Börne! Er ist es so wenig, wie Mark Anton in seiner großen Leichenrede gegen die Verschworenen. Er läßt ihm ja die höchste Anerkennung widerfahren, er gibt zu, daß Börne ein makelloser Charakter, ein glühender Patriot, ein unentwegter Republikaner und ein sittenstrenger Mann war. Freilich aus lauter Liebe zur Republik hat er die Nichtrepublikaner verleumdete, aus Liebe zur Tugend mit dem Ehepaar Wohl-Straus in einer schmutzigen Gemeinschaft gelebt, vor der es selbst Heine — und er ist nicht tugendhaft! — ekelte, und vor lauter Charakter war er der bornierteste Mensch auf der Welt. Das sind heileibe keine Fehler wie bei andern Leuten, sondern es ist ein Überschuß von Tugend, denn dieser Börne war so tugendhaft wie Brutus und Cassius ehrenhaft. In geradezu dramatischer Weise charakterisiert Heine den Gegner durch seine eigenen Worte, er schafft eine wunderbare Lustspielfigur, die in dieser Allgemeinheit überhaupt nur im Reiche der Dichtung besteht und sich weit über den wirklichen Börne erhebt. Es ist auch für den heutigen Leser eine müßige Frage, ob der Frankfurter Freiheitsheld diesem Bilde entsprach und ob er solche Reden gehalten hat. Seine Anhänger freischten auf und riefen ein dreifaches Wehe über das Haupt des Lasterers. Börne ist vergessen, die Gestalt der Poesie lebt noch heute. Was Heine hier geschaffen, ist trotz aller individuellen Züge mehr als ein Mensch, es ist der Typus des politischen Fanatikers, der in seinem Fanatismus doch nur ein Pedant ist. Es ist die feinste deutsche Lustspielfigur, die nur den einen Fehler hat, daß sie nicht in einer Molièreschen Komödie, sondern in einer Streitschrift erscheint.

Und diesem Pedanten tritt der Dichter gegenüber. Ein wirkfamerer Kontrast ließ sich nicht finden. Ist es der Dichter überhaupt, der Typus des Dichters? Oder ist es Heinrich Heine? Der Gestalt haften leider zu viel persönliche Züge und Schlacken an. Sie ist nicht zur Allgemeingültigkeit, nicht zur reinen Poesie erhoben. Deshalb spielt sich auch der Kampf zwischen dem Dichter und dem Pedanten nicht in seinen ewigen Formen ab, sondern zwischen zwei kleinen Menschen, zwischen Heinrich Heine und Ludwig Börne. Trotz der vielen glücklichen Ansätze ist das Ganze über eine persönliche Streitschrift nicht hinausgekommen. Nicht das uralte Recht des Dichters auf Schönheit wird verteidigt, sondern die persönliche Haltung des Verfassers, der in der üblichen Weise mit seinem Gril kokettiert, der von der „öden Werkeltagsgefinnung der modernen Puritaner“ nichts will, der die Republik ablehnt, weil sie nur „auf Kosten der letzten Spuren der Schönheit“ erkauft werden kann, und den es vor der Revolution ekelte, weil sie nicht in Festgewändern, sondern von schmutzigen Fäusten unter ohrenbeleidigendem Gejohle und Tabaksqualm vor sich geht.

Der Dichter trägt immer „die Götter der Zukunft an Bord seines Schiffes“, aber wenn dieser Dichter sich als Herr Heine aus Düsseldorf oder Hamburg vorstellt, so entsteht der Eindruck der Renommage. Es ist eine namenlose Überhebung, wenn er von den Gegnern behauptet: „Ob das, was ich überhaupt schuf in diesem Leben, gut oder schlecht war, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der schmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus diese Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor stehen und schwindlicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und sie stoßen sich nur die Nasen an dem Piedestal jener Monumente, die ich in der Literatur Eurypas aufgepflanzt habe zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes.“ Freilich muß Heine zugeben, daß diese herrlichen Monumente nicht ganz makellos sind. Aber hat nicht selbst der große Obelisk von Luxor, den man damals nach Paris verfrachtete, einige Skorpione mitgebracht? Warum sollte Heinrich Heine keine Schwächen haben? „Im Stande der

Unschuld ist Adam gefallen, was soll John Falstaff in den Tagen der Verderbnis tun?" Heine weiß sich ebensogut herauszureden wie der dicke Ritter. Er hat mit ihm mehr als eine Ähnlichkeit. Denn er ist aus denselben Bestandteilen zusammengesetzt, aus denen Shakespeare diesen Größten der Humoristen geformt hat, auf der einen Seite aus einer überquellenden Phantasie, die spielend die Gegenstände in das Reich der Dichtung erhebt, auf der andern aus der plattesten Nüchternheit, die das Erhabenste in den Staub reißt. Das Wesen des Humors besteht darin, daß er das Kleine groß sieht, das der Satire darin, das Große klein zu sehen, das des Witzes endlich darin, daß er die Größe und die Kleinheit zugleich sieht. Mit diesem Witz steht Heine der Freiheit gegenüber, er nimmt sie ernst und zu gleicher Zeit nicht ernst, er begeistert sich für sie und verhöhnt die Freiheitsmänner. Und mit demselben Witz betrachtet er sich selber. Er findet sich unsagbar erhaben und zugleich unsagbar lächerlich und niedrig. In seiner Seele sieht es aus „wie in einem alten Schornstein, worin Heringe getrocknet werden und die Hegen auf einem Besenstiel auf und niedersteigen“. Sir John hätte in dem Stande der Zerknirschung, wenn er nicht gerade von seinen Heldentaten erzählte, keinen besseren Vergleich finden können.

Heine war mit großer Liebe bei der Arbeit. Er fühlte, daß sein dichterischer Genius wieder die Schwingen regte, und meinte der „Börne“ sei das Beste, was er überhaupt geschrieben. Die Wirkung war auch ungeheuer, die Empörung in ganz Deutschland allgemein, der gesamte Liberalismus fühlte sich in dem toten Führer beleidigt. Gutzkow gab den Auftakt zu dem Sturm gegen Heine. Er hatte gerade eine Biographie Börnes fertig und benutzte die Vorrede zu einer Ehrenrettung seines Helden und zu einer Verunglimpfung des Gegners. Die gesamte Presse folgte ihm mit den wüßtesten Schimpfereien und die Frankfurter Judenschaft unter Führung des beleidigten Herrn Straus sorgte dafür, daß die Entzündung monatelang anhielt. Nur die „Allgemeine Zeitung“ wagte ein schüchternes Wort der Verteidigung, indem sie auf die formellen

und sachlichen Vorzüge des Buches hinwies. Selbst Börnes ehemalige Feinde benutzten die Gelegenheit, um den Charakter gegen das Talent zu schützen. Das Verdienst Heines wurde von niemand anerkannt, daß er es gewagt hatte, die entsetzliche Ideenarmut und den geistigen Terrorismus des damaligen Liberalismus aufzudecken. Es gehörte Mut dazu, den Liberalen ins Gesicht zu sagen, daß die Denkfreiheit nicht nur nach rechts, sondern auch nach links geschützt werden müsse, daß die Leute nicht aus Gesinnung, sondern aus Gesinnungslosigkeit auf die Republik schworen, „denn um Republikaner zu sein, dazu braucht man wenig zu wissen, und um Katholik zu sein, braucht man gar nichts zu wissen, sondern man braucht nur zu glauben“. Das waren bittere Wahrheiten, die der liberale Eigendünkel nicht vertragen konnte, und Heine durfte sich nicht wundern, daß er gesteinigt wurde. Der „Börne“ war in seiner äußern Wirkung ein Mißerfolg, eine persönliche Katastrophe für seinen Verfasser. Campe bezeichnete ihn als Heines „russischen Feldzug“ und schlug ihm vor, den ungünstigen Eindruck durch ein neues Werk, am besten durch einen Roman zu verwischen, aber dieser zweifellos für den Verleger sehr praktische Ausweg leuchtete dem Dichter nicht ein. Er dachte an eine Gegenaktion durch die Presse, aber es zeigte sich, daß er auf niemand als auf Laube und sein für diesen Zweck wenig geeignetes Blättchen zu zählen hatte. So schwieg er und ließ den Sturm austoben zur Enttäuschung vieler seiner Angreifer, die sich gern durch ein Blätterduell mit Heine einen Namen gemacht hätten.

Frau Wohls beleidigtem Ehemann genügte aber die allgemeine Ablehnung des „Börne“ nicht, er brauchte seine Privatrache. Diese „feinste Blüte des Frankfurter Ghetto“ fuhr blut- und rache-schnaubend nach Paris und behauptete bei seiner Rückkehr, er habe den Beleidiger seiner Frau auf der Rue Richelieu vor aller Welt gehohlet. Merkwürdigerweise wußte die „Mainzer Zeitung“ schon zwei Tage vor dem Ereignis von Herrn Straus' Heldentat, also ehe sie angeblich begangen wurde. Heine dementierte, Herr Straus sei der letzte, der es wagen dürfte, ihn zu prügeln. Drei Zeugen

stellten sich ein, die den Vorgang gesehen haben wollten. Sie mußten aber bald zugeben, daß sie nur davon gehört hatten, ja daß der eine zu der fraglichen Zeit gar nicht in Paris gewesen war. Gabriel Rießer, der stets wortreiche, mischte sich ein, er konnte zwar nicht behaupten, daß Heine geschlagen worden sei, aber doch daß er Schläge verdient habe. Nach endlosen Verhandlungen, die sich vom Juni bis September hinzogen, kam es endlich zum Duell, bei dem sich Herr Strauß mutiger benahm, als Heine nach seiner Scheu vor dem Zweikampfe erwartete. Er verwundete den Dichter durch einen ungefährlichen Streifschuß an der Hüfte, während dieser in die Luft schoß.

Damit endete der Kampf um die Leiche Börnes und die Ehre der Frau Wohl. Mit der völlig grundlosen Verunglimpfung ihrer Person beging Heine eine Niederträchtigkeit. Wie im Falle Platen suchte er den Gegner durch Enthüllungen aus seinem Privatleben zu vernichten; ja die Wiederholung des unlautern Manövers erscheint beinahe noch schlimmer, da es zweckloserweise gegen einen Toten unternommen wurde und unbeteiligte Dritte in Mitleidenschaft zog. Selbst wenn Heine erst nachträglich über die Unrichtigkeit seiner Angabe aufgeklärt wurde, so bot der verspätete Widerruf eine schwache Sühne für sein Verhalten. Daß er bereit war, die erwiesene Unwahrheit in einer neuen Auflage des „Börne“ wegzulassen, war nur selbstverständlich. Doch dazu kam es nicht, der Absatz des Buches entsprach nicht der Sensation. Durch die grundlose Verleumdung schadete Heine sich selber am meisten. Die falsche Behauptung gab den Gegnern das Mittel an die Hand, die ganze Schrift als Verleumdung abzutun. Sie bereitete dem Dichter viel Ärger, und aus diesem Grunde, nicht weil er seine Ansicht über Börne geändert hatte, bedauerte er sie später, wie aus einem Gespräch mit Meißner hervorgeht: „Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, dessenungeachtet gestehe ich, daß ich es nicht geschrieben zu haben wünschte oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von An-

hängern besitzt. Man kämpft da nicht allein gegen diese oder jene Zeile seines Buches, man tadelt dann nicht allein diese oder jene Unart seines Charakters, sondern man greift zugleich damit das ganze Heer seiner Freunde an, und fühlt sich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttausend Besitzer seiner Werke ins Treffen vor." Nicht nur den hunderttausend Lesern Börnes hatte er den Krieg erklärt, sondern dem Zeitgeist selber. Aber der deutsche Liberalismus mußte die Wahrheit erst fühlen, ehe er sie erkannte. Heine war kein Politiker, aber wenn er in einer seiner Schriften politische Einsicht befundet, so ist es in dem „Börne“. Jeder der damaligen Politiker konnte daraus lernen, aber die Zeitgenossen sahen darin nur eine literarische Streitschrift. Der Verfasser selbst teilte dies Urteil, sonst hätte er den endgültigen Bruch mit den Radikalen und Liberalen vollziehen müssen.